

Sprachprobleme

Ich gehe in das Uni-Restaurant, wo man ja einfach die Speisekarte bekommt und dann wählen kann. Die Speisen sind auch in lateinischer Umschrift (pinyin) geschrieben, aber das hilft wenig, wenn man die Ausdrücke nicht kennt und kein Lexikon dabei hat. Das einzige englische Wort, das verstanden wird, ist „Fisch“; also bekomme ich einen großen Fisch, den die Bedienung erst in einer Plastiktüte vorbeibringt, damit man auch sieht, was man nachher isst. Er schmeckt delikater und kostet nur 2,30 Euro. Ich esse nur ein bisschen zu viel. Am Ende versteht sie nach einer kleinen Schrecksekunde mein „qing fu qian“, was so viel wie „bitte bezahlen“ bedeutet. Die Schrecksekunde wird heute Donnerstag in der ersten Chinesisch-Stunde aufgeklärt: Es war nicht nur die unchinesische Aussprache, sondern „qing“, d.h. bitte sagt man nur, wenn der andere etwas tun soll. Und der soll ja nicht bezahlen, sondern das tut man selbst. So macht man unfreiwillige Witze.

Frau Chen bringt wie vereinbart eine englische Einführung ins Chinesische mit, die man bei den Kursen für Langnasen und andere Nicht-Chinesen benutzt. Zuerst soll man sich zwei Dutzend Laute merken, was völliger Quatsch ist, weil man die sich nur zusammen mit einem Wort merkt. Auch habe ich wenig davon, wenn man mir sagt, wo die Zunge liegen soll. Ich bin da mehr fürs Nachsprechen und Imitieren, da kann dann der Hinweis auf die Zungenposition hilfreich sein. Ich bringe es ihr schonend bei und sie versteht es.

Mit den Tönen habe ich eher weniger Probleme als mit dem „x“, aber auch das geht. Dass man gleich in der ersten Lektion lernt, dass „bu“ (=nicht) den Ton ändert, wenn das nächste Wort im vierten Ton steht – das ist so, wie wenn ich einem Erstsemester beibringen will, dass die Anfechtung von Willenserklärungen im Erbrecht anders als im Allgemeinen Teil läuft. Kein Mensch käme auf diese Idee. Nur weil ich durch „Kauderwelsch“ Grundbegriffe habe, kommen wir fast durch die ganze erste Lektion. Auch dass „Beijing“ nördliche Hauptstadt und „Nanjing“ südliche Hauptstadt heißt, kommt zur Sprache. Die östliche Hauptstadt heißt „Dongjing“ und meint Tokyo, aber das wird eher als Skurrilität empfunden. Keinerlei Bedürfnis, die japanischen Inseln zu chinesischem Territorium zu machen; es reicht, wenn man die Japaner vom Hals hat.

Die nächste Stunde am Freitag ist nützlich, was die Aussprache angeht. Sonst erklärt Frau Chen mir vielleicht 30 Zeichen. Und zwar in der Weise, dass sie mir ihre Herkunft aus der

Bilderschrift erklärt und wie sie sich dann weiterentwickelt haben. „Hao“ = gut symbolisiert Frau und Kind; was kann es Besseres geben? Ich müsste das Gedächtnis von drei Elefanten haben, um mir alles zu merken. Die historische Herangehensweise hängt wohl damit zusammen, dass sie im Begriff ist, Professorin für Chinesisch zu werden, das ist richtiges Heimatteritorium.

Sie lässt ihren ipot da, damit ich die Aussprache hören und imitieren kann. Man braucht einfach einen Grundwortschatz von vielleicht 500 Worten, damit man ein bisschen sprechen kann. Ich war wieder im Uni-Restaurant und habe dieses Mal einen „yu“ (gesprochen: Ü), d. h. einen Fisch bestellt, und zwar einen andern als das letzte Mal. Die Bedienung wollte ersichtlich, dass ich außer einem Getränk noch weiteres bestelle, aber das hätte ich auch nicht verstanden, wenn ich´s tatsächlich verstanden hätte. Beim letzten Mal war es dann einfach zu viel gewesen. Zuerst war ich übrigens beim Schweinefleisch gelandet („pork“ stand mit Bleistift drunter), aber dann war sie wieder gekommen und hatte „Mei you“ gesagt, denn das kostete nur 12 yuan und der Fisch 19. Irgendwie kam dann doch eine Schlussrechnung von knapp 40 zustande; auf die Serviette, nicht auf die offizielle Rechnung geschrieben. Eine Menge guten Fisch mit Reis für 4 € - wo bekäme man das bei uns? Natürlich war´s ein „Langnasenpreis“, aber das macht nichts.

Samstag und Sonntag nehme ich auch eine Stunde, so langsam wird der Wortschatz etwas größer. Immer wieder taucht das Problem auf, dass auch in der Tonhöhe gleiche Silben, die man genau gleich ausspricht, Unterschiedliches bedeuten. „Mù“ im vierten Ton (wie „Raus“) bedeutet Auge, aber auch Baum oder Balken. Der Balken im eigenen Auge existiert wohl nicht, das könnte ja dann auch das Auge im Balken sein. Es soll übrigens hier eine Art Kabarett geben, wo man solche Dinge auf die Schippe nimmt. „Ganbei“ heißt „Prost“, setzt sich zusammen aus „gan“ = sauber und – dachte ich – „bei“ = Sorge – also man möge die Sorgen loswerden. So ist es aber nicht, denn das genauso ausgesprochene „bei“ bedeutet hier „leeren“, also eigentlich bedeutet das Wort „ex“ trinken.

Ich merke so langsam, dass die Umsetzung in aktives Sprechen extrem schwierig ist. In meinem englisch-chinesischen Lehrbuch sind in der dritten Lektion vielleicht zwanzig Gegenstände abgebildet, deren Bezeichnung man sofort parat haben sollte. „baozi“ fällt mir leichter als „jiaozi“ (beides so eine Art Maultasche), „mifan“ (=gekochter Reis) weiß ich sofort, „kuangquanshui“ (= Quangtschüänschoui) ist eine Art Zungenbrecher und bedeutet

„Mineralwasser“. „Shenme“ (=was?) wird nach meinem Kauderwelsch-Buch so ausgesprochen, wie man´s schreibt, aber meine Lehrerin sagt „shammö“, was die Vermutung der Richtigkeit für sich hat. Sie meint, das habe sich eben abgeschliffen „Miänbao“ heißt Brot (geht noch), „miäntiao“ Nudeln, was schon schwieriger ist. Die Tonhöhen sind weggelassen, weil ich die Kennzeichnungen nicht zur Verfügung habe.

Ich stelle übrigens fest, dass bei Fragen von Studenten Ähnliches auftaucht: Sie verstehen ganz gut, aber sie sagen nie mehr als einen Satz, den sie sich ersichtlich vorher überlegt haben. Man kann das wohl nur durch häufiges Nachsprechen überwinden, was ich mal versuchen will.

Eine Besonderheit der Namen habe ich noch entdeckt: Auch Chinesen wissen oft nicht, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelt. Deshalb ist bei der Liste von Studenten, die ich an der Hochschule für Politik und Recht erhielt, immer ein „M“ oder „F“ beigefügt. Klar, wenn jemand „sich entfaltendes All vor Sonnenaufgang“ (wie meine Chinesisch-Lehrerin) heißt, erhält man wenig Aufschluss. Allenfalls bei „Qian“ (=Schönheit), wie meine Göttinger Doktorandin heißt, kann man Rückschlüsse ziehen, verbindet man doch die Schönheit auch in China mit dem weiblichen Geschlecht. Im Tierreich ist es oft anders (der männliche Löwe wirkt ansprechender als der weibliche), aber der Mensch ist eben etwas Besonderes.

Frau Chen ist heute freundlich, aber ein Stückchen weniger als sonst bereit, auch mal über anderes zu reden. Sie erklärt mir viele Zeichen, obwohl sie doch weiß, dass ich damit nur bedingt was anfangen kann. Ob sie mich ein wenig abschrecken will? Mal sehen, wie es morgen wird.

Hier ist es anders. Ich erbringe zwar keine tollen Leistungen, die Tonhöhen stimmen nicht, und das „x“ macht gewaltige Schwierigkeiten. Aber irgendwie ist die Stimmung entspannt und wir kommen ganz gut weiter. Ich bringe sie zu ihrer Wohnung im anderen Teil des Campus. Unterwegs bespreche ich mit ihr, was mir vorhin die Studentin aus dem vierten Studienjahr erzählt hat. Viele chinesischen wissenschaftlichen Texte sind ihrem Stil und Satzbau nach dem europäischen Vorbild nachgebildet: Lang und verschachtelt, sie würde einen Rechtstext deshalb kaum verstehen. Bei den Ökonomen sei es ähnlich, doch gebe es einige, die würden in der Presse verständliche Kommentare schreiben. Man könne oft erraten, wie der ausländische Satz wohl aufgebaut gewesen sei. Es werde auch viel abgeschrieben; ich

erzähle, dass ich gehört habe, der Spiegel habe über die Abschreibereien in der Beida berichtet. Ja, da passiere viel; es gelte der Grundsatz „publish or perish“ und da helfe man halt ein bisschen nach. Ich überlege mir, ob nicht mein Eigentumsaufsatz, den ich mal für die Renmin-Universität geschrieben habe, vielleicht inzwischen unter dem Namen Zhu erschienen ist – d. h. der chinesische Doktorand, den ich zusammen mit Knieper promoviert habe, der den Beitrag übersetzt hat und der sich nie festlegte, wo dieser denn nun erschienen sei. Mein E-Mail, das ich ihm letzte Woche geschickt habe, hat er nicht beantwortet; mal gucken, ob ich ihm auf die Schliche komme. Ein bisschen Kriminalistik ist doch was Schönes.

Am Samstag 7.10. bin ich wieder zurück und höre die Texte, die mir Yu Fei (wie Frau Chen mit Vornamen heißt) auf Band gesprochen hat. Ich komme wieder ein bisschen rein; während der 14 Tage zu Hause habe ich kaum was getan. Nur hin und wieder „Kauderwelsch“ gelesen vor dem Einschlafen, aber ich bin immer gut und schnell eingeschlafen. Die Stunde am Sonntag läuft ganz gut, aber ich muss mir einfach einen größeren Wortschatz zulegen, damit ich auch mal sprechen kann.

Als ich Sonntag Abend vom Abendessen zurückkomme, treffe ich Frau Timmermann und Ihren Mann; sie sagen mir, am Montag mache die Deutsche Botschaft einen großen Empfang. Ich könne mitkommen, da sie „mit Anhang“ eingeladen seien. Ich will zunächst nicht (auf der Botschaft wissen sie offiziell, dass ich hier bin und haben mich nicht eingeladen), aber ich überlege es mir dann anders. Es wird eine interessante Erfahrung.

Im Gespräch mit Frau Karg, Sinologin und für den DAAD seit Jahren in Beijing, bestätigt sich meine Vermutung über die chinesische Art zu denken. Sehr einfühlsam in der konkreten Situation, dafür mit abstrakten Prinzipien eher auf dem Kriegsfuß. Die Fähigkeit, auswendig zu lernen, sei hervorragend ausgeprägt. Sie habe ihren Studenten einen 10-Minuten-Film über das Leben von Friedrich Schiller gezeigt, sie hätten den Text reproduzieren können, aber als sie gefragt habe, wo Schiller aufgewachsen sei, hätten sie es nicht gewusst. Das erinnert mich, wie mein Sohn Peter mit 4 oder 5 die Bremer Stadtmusikanten auswendig hersagen konnte; sobald man eine Seite aufschlug, trug er den dazu passenden Text vor. Aber er konnte nicht lesen und wusste auch nur der Spur nach, was eigentlich die Ereignisse waren. Ein gtz-Mitarbeiter erklärt mir, es falle den Chinesen ungeheuer schwer, Argumente für oder gegen eine bestimmte These zu finden. Wie es denn bei der Technik sei, z.B. bei den Maschinenbauern. Man wusste es nicht so recht, aber das sei doch was Konkretes, was

funktioniere oder nicht funktioniere. Das passe wieder. Warum soll jemand, der in konkreten Situationen sehr innovativ sein kann, dies nicht auch bei entsprechendem Training auf abstrakter Ebene sein? meine ich ohne große Resonanz. Die juristischen Texte seien schrecklich, meinte einer, überhaupt kein Niveau. Ich meinte, sie seien eben stark deskriptiv, für mich lehrreich, weil ich nichts von den Gegenständen wisse. Schrecklich sei die Richterausbildung, meint Herr Julius von der gtz. Da hätte man viele Leute, die nur eine schlechte Provinzuni besucht hätten.

Auf der Rückfahrt im Taxi erzählt mir Frau Timmermann, sie hätte ein Jahr in Taiwan verbracht, um Chinesisch zu lernen. Die Schrift hat sie nicht drauf, aber sie redet fließend mit dem Taxifahrer. Vier Stunden täglich habe sie das Jahr über gelernt; no gain without pain. Letztlich helfe nur reden, aber ich muss dafür erst mal einen ausreichenden Wortschatz haben.

Ich überprüfe am Dienstag Abend die Karg-Thesen beim Abendessen mit dem Professorentöchterchen aus Qingdao. Sie heißt Xu Miao, der Vorname ist wirklich eine Strafe, weil die Katzen in China auch offiziell „miao“ machen (nicht wie in Frankreich, wo von „mi-o“ die Rede ist). Sie meint, es sei schon so, dass man in der Schule und auch noch an der Uni ungeheuer viel auswendig lernen müsse. Zum eigenen Nachdenken habe man da keine Zeit mehr. Auch die Prüfungen seien so, dass man schlimmstenfalls zwei Stücke auswendig gelernten Text zusammensetzen müsse. Ich finde, im Gespräch ist das eigene Denken gleichwohl ziemlich gut entwickelt; auch die Fähigkeit, Abstraktes nachzuvollziehen, ist den Reaktionen nach zu schließen da. In der Regel ist auch der gesunde Menschenverstand gut entwickelt. In der Veranstaltung mit den Magisterstudenten hatte ich allerdings das Problem, dass man sich nach deutschem Recht nach dreijähriger Trennung scheiden lassen kann, wenn nur einer nicht mehr will. Vorher geht es auf einseitigen Antrag nur, wenn die Ehe zerrüttet ist, was das Gericht nur mit viel Aufwand einigermaßen klären kann. Was wird wohl ein Richter machen, der nach zweijähriger Trennung einen Antrag kriegt? Was macht ein Bürokrat in solchen Fällen? Sehr zögernd kommt von einer Kommilitonin das Wort „verschieben“, für die andern ist der Gedanke, einfach zu warten, bis die drei Jahre rum sind, nicht so besonders einleuchtend.

Am Donnerstag früh steht kein heißes Wasser vor der Tür. „Shui“ heißt Wasser, wird aber wie „shuei“ ausgesprochen, „re“ heißt „heiß“ und spricht sich „she“. Also marschiere ich

runter und bekomme tatsächlich eine Kanne. „Qing wen wo yao re shuei“ – na ja, sie haben´s wohl irgendwie verstanden.

Am späteren Nachmittag treffe ich Herrn Wang im Dekanat. Er hat bei einem Treffen der Bundeswehrspitze mit der Spitze der Volksbefreiungsarmee gedolmetscht, eine Woche lang. Näher dazu unter „Partei“. Zum „Alltag“ gehört mein Passproblem. Was die Sprachstruktur angeht, so ist er als „Translatologe“ ja Spezialist. Das Chinesische sei vielleicht in der Umgangssprache konkreter als europäische Sprachen, aber bei den Fachsprachen habe sich das angeglichen. Man könne auch nicht sagen, z.B. ein Rechtstext sei einer europäischen Sprache nachempfunden. Ich erzähle ihm von den Theorien über die Chinesen auf dem Empfang der deutschen Botschaft, aber er legt sich da nicht fest. Irgendwie kann er mein Sammeln von Mosaiksteinchen gut nachvollziehen und findet es auch gut, dass ich mich um das Chinesische bemühe. Das Interview-Buch von Sieren mit Helmut Schmidt kennt er vom Hören-Sagen, ich bringe es ihm morgen mit. Im Übrigen hatte er ein schlechtes Gewissen, weil er sich nicht um mich gekümmert hat, und ist ganz froh, dass ich mich wohl gefühlt habe. Zu Hause hätte ich nie Zeit für Besuche (stimmt ja leider), hier sei ich fast wie ein Mensch in der Freizeit.

Nach dem langen Gespräch mit Herrn Wang gehe ich in das Restaurant links vom Uni-Ausgang, wo ich am ersten Abend war. Ich frage „you yingwen cai-dan“ was so viel wie englische Speisekarte heißt. Sie haben die Speisen wie in Japan als Attrappe ausgestellt und da kann man drauf zeigen. Für mich gibt´s Broccoli und Zucchini, in letzteren ist etwas drin, was nachher so ähnlich wie Lyoner Wurst schmeckt. Ich will außerdem „Kuangchuanshui“, das zungenbrecherische Mineralwasser, und etwas shui-guo, was „Obst“ heißt. Es wird nach weiteren Dingen gefragt, die ich nicht verstehe. Wohl geht´s auch darum, ob ich allein bin oder nur die Vorhut von einer Gruppe. Ich sage „yi ren“, was sicher keiner sagt, „ein Mensch“, aber sie verstehen´s. Das Obst wird gleich serviert, eine Bedienung kommt und schaut sich meinen Kauderwelsch-Sprachführer an. Sie liest mit mir in der Abteilung „Essen und Trinken“ einige Sätze, irgendwie nett. Meine Aussprache von „mi-fan“ (Reis) korrigiert sie, ich habe in der Aufregung wohl den vierten Ton nicht so richtig getroffen. Ich muss lange warten, bis mein Gemüse kommt, aber macht ja nichts, ich kann ja über das Chinesische und das Leben nachdenken. Am Ende kriege ich nochmals Obst und das Ganze kostet dann 54 Yuan. Relativ viel für ein „Ren“tier, aber dafür gab´s ja die persönliche Zuwendung.

Was heißt wohl ma-ma hu-hu? Man denkt an ein weinendes Kind. Aber es wird mit „so so“ ins englische übersetzt. Ob es wohl „so isch’s no au wieder“ bedeutet? Aber weit gefehlt. „ma“ hat den dritten Ton, und heißt deshalb nicht Mama, sondern „Pferd“. Wusste ich eigentlich. Und „hu“ heißt Tiger, von wegen heulen. Es ist ein Mensch, der zugleich Pferd und Tiger reitet, was irgendwie nicht gut gehen kann. Ganz so vernichtend ist die Kritik aber nicht gemeint; man würde auf deutsch „so lala“ sagen. „So isch’s no au wieder“ scheint es nicht zu geben. Ich erzähle Yu fei, was es bei uns bedeutet und dass ich ein Analogon im Russischen mit „nu wot tak“ gefunden habe. Sie amüsiert sich, aber man würde sich halt angucken, wenn das Gespräch nicht weiter geht.

Das Lehrbuch geht etwas schnell voran; ich habe zwar auf den heutigen Sonntag einige Worte gelernt, aber die Übersetzung vom passiven in den aktiven Sprachschatz geht oft nicht. Außerdem sind die Sätze fast alle von schwer überbietbarer Banalität und dem Studentenleben entnommen. Ich muss ja nicht unbedingt wissen, dass „shitang“ Mensa und „sushe“ Schlafraum heißt. Auch dass das „jiaoshi“ Klassenzimmer „bu da“, d. h. nicht groß ist, sage ich eher selten. Einen „shubao“ (Schulranzen) kaufe ich auch nicht, allenfalls ein „cidian“ (Lexikon). „Hou“ könne es sein, dick, ja in der Tat, die Realität schleicht sich ein. Auch dass „oversea student“ „liuxuesheng“ heißt, ist eigentlich nicht so interessant. Das Wenige, was man behält und lernt, sollte wenigstens auf die Lebenssituation passen. Yu fei versteht das und will sich um ein anderes Buch kümmern. Das gibt es aber nicht vom Verlag der Uni. Auch scheint es keine empirischen Untersuchungen zu geben, welche Methode der Sprachvermittlung eigentlich wie anschlägt. Wäre mal was ganz Interessantes.

Ich überlege mir, so ähnlich wie im Spanischen vorzugehen. Dort habe ich einfach ein paar meiner arbeitsrechtlichen Texte auswendig gelernt, und seither kann ich mich gut über arbeitsrechtliche Themen (aber weniger über Haare schneiden) unterhalten. Nun bin ich natürlich im Chinesischen längst nicht so weit, dass ich juristische Texte lesen und lernen könnte, aber ich kann- aufgeteilt nach Lebensbereichen – die Sätze lernen, die ich üblicherweise benutze und benötige. Ich kaufe deshalb ein Extra-Heft im Papierladen. „Duoshao jian“ frage ich, „san kuai“ ist die Antwort, aber ich verstehe nur „kuai“, irgendwie bin ich wegen des Restes zunächst blockiert. Mal sehen, was Yu Fei heute dazu sagt.

Wir machen in der Tat ein neues Programm und entwerfen gemeinsam einen Dialog im Restaurant. Sie schreibt es in Pinyin und in chinesischen Schriftzeichen, dann die englische

Übersetzung drunter. Man kann nicht einfach einen „Fisch“ bestellen, jeder hat einen besonderen Namen und wenn man „yü“ sagt, ist ein lebendiger gemeint. Man kann es also nur auf der Speisekarte mit Fingerzeig machen. Denn die Fischnamen sich zu merken, ist schon auf Deutsch schwierig, und ich weiß doch nicht, welcher Chinesen-Fisch besonders gut schmeckt. Anschließend gehen wir in die Uni-Buchhandlung, deren ganzes großes Erdgeschoss mit Büchern zum Englisch-Lernen ausgefüllt ist. Im ersten Stock hat es dann noch die anderen Sprachen, einiges zu Deutsch und eben auch Chinesisch für Langnasen. Wir kaufen eins, das nach der Erfahrungswelt der Touristen aufgebaut ist und eine CD dabei hat. 68 Yuan, bei uns wäre das teurer. Es fängt übrigens mit der Unterhaltung im Restaurant an.

Wenn ich mal Eselsbrücken entdecke, ist es meistens nichts. Da habe ich für Languste das Wort „long-xià“ im Kauderwelsch-Büchlein gesehen. „long“ ist der Drache und „xià“ heißt hinab. An sich ist es bei dem Aussehen dieses Tieres ganz einleuchtend, dass es sich um einen Drachen en miniature handelt. Stimmt aber nicht. „Xià“ spricht sich nur so aus, hat aber ein Zeichen, das so was wie Insekt bedeutet. Und „long“ ist von der Ursprungsbedeutung gelöst, und heißt nur noch „besonders groß“. So wie man im Französischen bei „vachement bien“ auch nicht unbedingt an die Kuh denkt. Aber ich weiß es jetzt trotzdem.

Am Anfang hat man mehr Erfolgserlebnisse als im Laufe der Zeit. Was man einmal hinkriegt, ist nicht automatisch auch beim nächsten Mal möglich. Das frustriert dann etwas, wenn einem wieder was nicht einfällt, von dem man eigentlich glaubte, es zu wissen. Aber wenn man nachschaut, erinnert man sich wieder, und im Russischen gab's immer den Grundsatz, dass man's beim ersten Mal nie behält, sondern dass man erst beim zweiten Mal so weit ist. Am Freitag mache ich einen großen Teil des Vormittags Chinesisch, weil ich um 14 Uhr zwei Stunden habe, aber der Wortschatz wird nicht besser, sondern eher schlechter. Ein Übermaß an Aufwand nützt ersichtlich nicht viel; man sollte es machen, wenn man Lust hat. Immerhin war ich in der Uni und ließ mir die Türe aufschließen; das hat geklappt. Auch beim Reisebüro meinten sie, ich brauche mein Flugticket nach Nanjing für nächste Woche trotz veränderter Flugnummer und veränderter Reisezeit nicht umschreiben lassen. Sie schrieben die neue Nummer und die neue Zeit an den Rand und als ich „meyou wenti“ sagte, nickten sie freudig mit dem Kopf. Das heißt „no hay problemas“ und ist ein nützlicher Ausdruck. Englisch konnten sie nicht, dieses muss ja auch nicht die ganze Welt beherrschen.

Am Samstag und Sonntag war's mit den Stunden etwas besser. Yufei sagt die Sätze auf englisch vor und ich errate die chinesische Übersetzung. Das fällt leichter als die reine Konversation. Natürlich gibt's immer wieder Fragen. Da hat man gelernt, dass „ji“ „Huhn“ heißt, deshalb auch „jidan“ „Ei“, also das, was das Huhn „gibt“. „Ji“ heißt aber auch in „Eile“ sein, ist dann im zweiten Ton. Und im dritten Ton heißt's „wieviele“ – aber nur, wenn es voraussichtlich nicht mehr als 10 sind. Sonst muss man „duoshao“ sagen. „Ji suan ji“ heißt Computer, das erste „ji“ im vierten, das zweite im ersten Ton. Ist doch eigentlich ganz einfach. Ich habe außerdem festgestellt, dass man durch Hören des der Spur nach bekannten Textes ganz schön das Gehör schulen kann. Der Laptop musste wieder aufgeladen werden.

Bis Mittwoch war der Fortschritt eher wieder eine Schnecke. Ich konnte mir nicht so viele Wörter und Redewendungen merken wie gewünscht, aber das wäre auch mehr gewesen, als man beim Erlernen einer westlichen Sprache hinkriegt. Das Lehrbuch ist übrigens von einer Chinesin geschrieben und von einem Ami übersetzt worden. Yufei kennt die Verfasserin, die ist Lehrerin an der Fremdsprachenhochschule innerhalb der Bei Wai, wo es zu 80 % ausländische Studenten hat, die alle Chinesisch lernen. Vielleicht lerne ich die Verfasserin ja mal kennen; ihr Buch ist jedenfalls sehr gut.

In der Juristen-Lehrveranstaltung gebe ich meine neuen Erkenntnisse zum Besten. Internet heißt „wang-ba“, das „ba“ allerdings tonlos. So wie ich „wang-ba“ ausgesprochen habe, heißt es Schildkröte. Dieses und erst recht „wang-ba-dan“ ist – auf Menschen angewandt – ein schlimmes Schimpfwort. „Du Schildkrötenei“ ist eigentlich eine hübsche Form von Beschimpfung. Viele Hörer machen am Samstag einen Deutsch-Test und sind deshalb aus naheliegenden Gründen sehr redselig. Ich hatte ihnen auch empfohlen, vorher möglichst viel Deutsch zu hören und zu lesen, damit man so richtig drin ist.

Bei der Fahrt nach Nanjing waren etwas Chinesisch-Kenntnisse vonnöten. Der Flieger hatte über eine Stunde Verspätung und ich wollte Frau Fang Bescheid geben, um eine lange Wartezeit zu vermeiden. Doch wie bekomme ich die Vorwahl von Nanjing raus? Auf Englisch spricht man von „area code“; also ging ich auf dem Flughafen zum nächstgelegenen Informationsschalter, um nach dem area code zu fragen. Niemand verstand mich. Alle sagten, mein Flug mit der Nr. sowieso sei „delayed“ und hier müsse ich „wait“. Schon klar, aber ich möchte „phone to Nanjing“, Unverständnis. Dianhua Haoma heißt Telefonnummer und Peking hat die Vorwahl 010. Also sagte ich „Dianhua Hoama“ „Beijing ling-yao-ling“

Nanjing? Da ging ein Leuchten übers Gesicht; zwar wusste es niemand, aber mein Wunsch war klar. Also brachte man in Erfahrung, es sei 025, ling-er-wu, was ich nicht mehr vergessen werde. In Nanjing selbst war's dann nicht mehr nötig. Ich wurde von Herrn Lohse und Herrn Simon sowie von Frau Fang betreut – keine Notwendigkeit, mich auf Chinesisch zu verständigen. Im Gästehaus wollte einmal die Putzfrau ins Zimmer und ich sagte „shifenzhong“, was „zehn Minuten“ bedeutet und was sie verstand. Aber „Ich gehe in zehn Minuten“ klappt halt nicht; da fällt mir immer „me ne vado“ oder „je sors dans dix minutes“ ein. Auf dem Rückflug hatte ich den Volltitel der Bei Wai gelernt „Beijing Wai Guo Yü Daxue“ sowie die Straße: XiSanJuan Beilu – was „West-Dritter Ring“ und „Nordstraße“ bedeutet. Klingt einfach, aber wenn man's aussprechen soll, macht's Probleme. Und was „Panda“ und „Zoo“ heißen, weiß ich schon nicht mehr so richtig.

Zwei Tage später tröstet mich Herr Fuchs ein wenig: Bei den Diplomaten würden für das „Einstimmen“ auf neue Sprachen unterschiedliche Zeiten veranschlagt. Am längsten sei es immer beim Chinesischen und beim Japanischen, während das Italienische in sechs Wochen erledigt sei. Im Übrigen komme ich erst wieder Donnerstag Morgen dazu, richtig zu pauken. In der Stunde lerne ich, dass „ri“ Sonne heißt, genau wie auf Ketchua, vielleicht stammen die Sprachen eben doch aus einer Quelle. Mit den Europäern ist ja das „Ren“-Tier gemeinsam.

Am Donnerstag habe ich Zeit, mich auf die Stunde vorzubereiten, und da kommen einem auch sehr viel mehr Vokabeln als wenn man durch andere Dinge abgelenkt wird. Dass „zuotian“ gestern heißt, wusste ich schon mal ganz genau, aber jetzt muss ich im Lexikon nachschauen. Wenn man die Töne falsch ausspricht, aber der Kontext klar ist, macht es nichts. Wenn ich also „Yü“ = Sprache wie „Fisch“ ausspreche, aber davor oder danach heißt es „daxue“, so denkt niemand ernsthaft an eine Fisch-Universität.

Ich treffe mich am 9.11. abends mit Michael Nerlich, der ein mehrbändiges Werk „Deutsch für Chinesen“ schreibt. Also ein Sprachdidaktiker, den ich ausfrage, wie man am besten Sprachen lernt. Ein paar Dinge, die ich weiß, werden bestätigt: Man merkt sich vieles erst bei der ersten oder zweiten Wiederholung. Diese soll nach ein paar Tagen erfolgen, später dann nochmals, um es im Langzeitgedächtnis zu speichern. Für viele meiner Beobachtungen hat er keine richtige Erklärung: Mein Französisch wird viel besser, wenn ich ein paar Tage in Frankreich bin; es gibt also offensichtlich langfristig gespeicherte (Wort-)Schätze, die man erst heben muss. Meine Methode, Spanisch durch die Übersetzungen meiner eigenen Vorträge

zu lernen, die ich mir bis in die Details hinein gemerkt hatte, leuchtet ihm im Grundsatz ein. Jeder Mensch braucht im Prinzip zum Sprechen nur das, was er auch in seiner Muttersprache von sich gibt. Mein Chinesisch-Lehrbuch stammt von einer Professorin der Bei Wai namens Huang Hong; er kennt sie dem Namen nach, ist aber nicht an einem Kontakt interessiert. Wieviel kann man in einem Tag lernen? Er ist dagegen, Vokabeln zu lernen, Sätze seien besser, das finde ich nicht. Zwei oder drei einfache Bausteine merke ich mir leichter als ein komplexes Gebilde. Nur darf es natürlich nicht bei der Akkumulation von Bausteinen bleiben, gewissermaßen bei einem großen Steinhaufen. Aber eine Reihe von Steinen zur Auswahl hätte ich schon ganz gerne. Sein Lehrbuch ist auf acht Wochenstunden ausgerichtet, aber über das Vor- und Nacharbeiten bestehen keine konkreten Vorstellungen. Dialog sei das A und O. Finde ich auch nicht; wenn ich eine Rolle in einem Dialog nachspreche, lerne ich jedenfalls bewusst überhaupt nichts, sondern bin froh, wenn ich das Nachsprechen hinkriege. Ich merke mir im Regelfall nichts, wenn ich es bloß nachspreche. Möglicherweise kann man das Gedächtnis ja auch ein bisschen vorprogrammieren. Ich weiß z.B. (fast) immer die Nummer meines Hotelzimmers, erinnere mich aber nicht mehr an sie, sobald ich ausgecheckt habe. Haben die Sprach- und Merkforscher bisher nicht gemerkt. Es macht direkt Spaß, sich ein bisschen schlauer zu fühlen. Einig sind wir uns darüber, dass es Begriffe geben kann, die man sich wegen besonderer Erlebnisse (s. Vorwahl Nanjing) oder Assoziationen (mamahuhu) besonders leicht merkt. Ist aber halt leider eine kleine Gruppe. Das Zu-Tage-Fördern von anderen Sprachen beim Lernen des Chinesischen habe ich nicht auch noch angesprochen, obwohl mir heute immer bei „von – bis“ statt „cong dao“ das Spanische „desde...hasta“ in den Sinn kam. Bei der Uhrzeit passierte mir dasselbe mit dem Russischen „Ohne zehn 4 Uhr“ (bjez djesati tschetyrie); ähnlich kann man auf Chinesisch sagen (cha shi fen si dian). Man sollte Chinesisch als erste Fremdsprache lernen, dann hätte man das Problem nicht. Julius erzählte mir später, sein Französisch sei „etwas rostig“. Wenn er in Frankreich sei, kämen ihm immer die chinesischen Vokabeln. Er ist nach zwei Jahren gerade dabei, sich die Schriftzeichen anzueignen.

Spannend die Ortsbezeichnungen. Weil die Chinesen kein richtiges „r“ sprechen können, heißt Paris „Bali“. Aus Berlin will „Bolin“ gemacht, was – geschrieben – Zypressen-Wald heißt und der märkischen Kiefer viel Ehre antut. Bremen wird in „Bù láí méi“ verwandelt; die ersten beiden Bestandteile heißen „nicht kommen“, das dritte habe ich im Lexikon nicht gefunden. Ich erfahre dann später von Yuhan, dass es „Essigpflaumenblüte“ heißt. Was ist aber eine „Essigpflaume“? Wahrscheinlich was ganz Saures, und das haben wir

glücklicherweise in Bremen nicht. Im Übrigen werden bei der Übertragung ins Chinesische (also der „Einchinesisierung“ wie man wohl auf deutsch sagen müsste) immer Begriffe mit positiven Assoziationen gewählt. Die USA sind „Mei Guo“, was so viel wie „Reich des Schönen“ oder „Schönland“ bedeutet. Ich muss mal fragen, ob das in der Kulturrevolution auch noch so war.

Zu den Wörtern und der Aussprache kommt als Schwierigkeit die Satzstellung hinzu. Man darf nicht sagen: „Was ist da drin?“ Vielmehr muss es heißen „Drinne ist was?“ (Limian shi shenme?). Außerdem wird der Genitiv (den es eigentlich gar nicht gibt) immer vorangestellt, wie im englischen der sächsische Genitiv (my friend's house). Also „pengyou de fangzi“. Geht noch, obwohl es nicht nur bei Personen gilt. Aber dann kommt's: Das Geschenk für den Freund heißt „gei pengyou de liwu“, also das „gib dem Freund-Geschenk“. Der Dativ ist dem Genitiv (nicht) sein Tod. Eingehende Diskussion mit Yufei, dass es nicht sein könne, dass ein Adverb wie „Limian“ (drinnen) ein Subjekt im Satz sein könne. Doch, es gebe im Chinesischen die unverrückbare Reihenfolge „Subjekt – Verb - Objekt“. Wenn also das Adverb vorne sei, sei es Subjekt. Das würde ich nicht glauben, es könne doch auch Ausnahmen geben. Im Englischen könne man auch sagen: „Finally, I saw you“, da sei „finally“ auch kein Subjekt geworden. Jedenfalls in grammatikalischen Fragen bin ich ein dezidierter Abweichler. Es ist schon schwierig, so einen älteren Professor zu unterrichten. Immerhin steht auch im Lehrbuch, dass das Adverb zum Subjekt werden könne.

Am folgenden Tag lerne ich, wie man einen chinesischen Brief beschriftet. Man müsste nur die Zeichen kennen, dann könnte man direkt einen wegschicken. Oben die Anschrift und unten rechts der Absender – dabei bei Briefen aus einer Dienststelle immer nur der Familienname, nicht der Vorname. Angesichts der Häufigkeit bestimmter Familiennamen eigentlich ein bisschen komisch; was macht man, wenn's an der Bei Wai zwei Zhus oder Chengs gibt? Vom Wortgebrauch her bemerkenswert ist auch, dass bestimmte Worte sowohl Präposition als auch Verb sein können. „Dao“ heißt „bis“, aber auch „ankommen“. Je nach Kontext, oder vielleicht denkt man halt bei „bis“ schon daran, dass man angekommen ist.

Beim Abendessen mit den Chinesen in der Ebert-Stiftung will ich Wasser neben Wein und sage „qing gei wo shui“. Ich bekomme dann Saft, was immerhin auf eine Annäherung hinausläuft, was sich gut in die improvisierte Tischrede einbauen lässt. Anschließend kommt dann ein Becher mit heißem Wasser. Kwangchuanshui hätte ich wohl sagen müssen, wäre

besser gewesen. So dachten sie wohl eher ans Hände Waschen oder irgendwelche geheimen Wünsche, die es nur bei Langnasen geben mag.

„Carrefour“ hat mit seinem Namen einen ähnlichen Erfolg wie Coca Cola gelandet. „Jàléfu“ heißt so viel wie „Familie“ und „glücklich“; da kann man doch nicht „Nein“ sagen. „Deguo“ heißt tatsächlich Land der Tugend. Wann werde ich mal wieder von Tugendland nach Schönland fliegen? Vom „Rechtsland“ Faguo, Frankreich ganz zu schweigen. Ansonsten ist das Chinesische weiter ein hartes Brot. Die Verneinung bestimmter Verben erfordert ein bestimmtes „Ergänzungswort“, das bei jedem Verb anders ist. Noch schöner als die vielen Präpositionen im Russischen. Da lernt man das Auswendig-Lernen...

Wann gebraucht man den Partikel „ba“? Er hat so die Funktion wie „lasst uns etwas machen“ oder „ich würde gerne“. Wo pei ni qu ba – ich würde sie gerne zu einer bestimmten Stelle begleiten. Es gibt aber auch ein zweites „ba“, im dritten Ton, das dem Ziel einer Aktion vorangestellt wird. Welcher Wagen „ba ni“ zhuang le, hat dich angefahren?

Ein anderes Problem besteht darin, dass es keine Relativsätze mit „dass“ gibt. Da sagt also ein Mensch auf der Polizei, dass man persönlich kommen müsse. Da muss man dann sagen: Der Polizeistation Mensch (gong'anju de ren) sagte (shuo) Du müssen persönlich kommen (ni dei qinzi qu). Ist etwas gewöhnungsbedürftig. Lehrer sagen du sollen lernen. Habe ich sogar hingekriegt.

Die Präpositionen stehen oft hinten, ist ja eigentlich schon nichts Besonderes mehr. Man sollte dann aber eigentlich Postpositionen sagen. Im Finnischen ist es nach meiner Erinnerung ähnlich. Was in dem verlorenen Geldbeutel gewesen sei? Das muss heißen: „Ihr Geldbeutel in gibt's was?“ und man muss sagen: „Ni de qianbao li you shenme?“ Alles andere ist falsch.

Immerhin ist es mir bei der mündlichen Prüfung der Juristen gelungen, da und dort mal was aufzuschnappen (z.B. gaosu – jemandem etwas sagen) und auch dass Personen „cong qi nian dao shiba nian“ beschränkt geschäftsfähig seien, konnte ich vermitteln. „Faxue“ ist die Law School. Als im Fall der Hauskauf nicht verstanden wurde, sagte ich „mai fangzi“ und erntete Verständnis. Auch Taxi ließ sich mit „da di“ verständlich machen, „hu chu che“ ist ja nicht mehr so üblich. Aber den roten Faden hatte ich nicht. Soll ja auch mindestens ein Jahr dauern. Ein halbes würde ich mal veranschlagen.